

Stadt Zürich

Grabungstagebuch

Einfach liegen gelassen

Es ist wie mit Geheimnissen. Was man am wenigsten versteht, macht die meiste Freude. Ich arbeite seit drei Jahren auf archäologischen Ausgrabungen und seit Mai auf der Grabung hier auf dem Sechseläutenplatz. Mein schönster Fund bislang war ein wunderbar gearbeiteter Feuersteindolch. Ein Spezialist meinte, der Feuerstein sei aus Norditalien. Unglaublich, dass so ein «armer Siech» in der Steinzeit dafür mit dem Rucksack über die Alpen wandern musste. Am häufigsten finde ich Steinbeile. Da hat es ganz unterschiedliche: Manche sind so oft nachgeschliffen worden, dass sie klein und schräg sind, andere sind gebrochen. Da verstehe ich, dass man sie weggeworfen hat. Andere aber sind noch gross, schön und so scharf wie damals. Wieso liegen die da in der Kulturschicht? Das muss man doch merken, wenn man so etwas Schweres verliert. Wenn man sieht, wie lange die Kinder im Schulprojekt an kleinen Beilen schleifen, kann ich mir nicht vorstellen, warum die Leute damals die Dinger nicht wieder aufgehoben haben. Ich habe unseren Leiter



Roby Weibel ist Ausgräber auf der Grabung Parkhaus Opéra.

gefragt. Er weiss es auch nicht. Das bleibt wohl ein Geheimnis. Mir ist es nur recht, wenn die da alle noch rumliegen. Ich finde sie einfach furchtbar gern.

Mitglieder des Archäologenteams der Grabung Opéra berichten an dieser Stelle jeden Montag von ihren Erlebnissen.

«Wir sind kein Ferienheim»

Das Schlupfhuus feierte am Wochenende sein 30-jähriges Bestehen. Verena Kocher leitet den Betrieb.

Mit Verena Kocher sprach Benno Gasser

Frau Kocher, das Schlupfhuus entstand während der Jugendunruhen in den 80er-Jahren und entsprach damals einem grossen Bedürfnis. Wie sehr braucht es diese Kriseninterventionsstelle heute noch?

Das Schlupfhuus braucht es mindestens so wie damals. Es ist eine Erfolgsgeschichte. Ich finde allerdings, es bräuchte auch eine Anlaufstelle für Kinder unter 13 Jahren. Das Schlupfhuus steht nur Kindern und Jugendlichen zwischen 13 und 18 Jahren offen.



Verena Kocher.

Welches sind die häufigsten Probleme der Jugendlichen im Schlupfhuus?

Die Probleme sind so unterschiedlich und vielfältig wie die jungen Leute – zwei Drittel sind junge Frauen, ein Drittel sind junge Männer. Trotzdem gibt es immer wiederkehrende Muster und Merkmale. Viele Jugendliche haben gleichzeitig Probleme in verschiedenen Lebensbereichen. In der Schule, zu Hause, in der Lehre. Sie erleben die Pubertät mit ihren Reifeprozessen als schwierige Lebensphase. Sie sind hin- und hergerissen und kommen nicht klar mit den Aufgabenstellungen in diesem Alter. Alle Pubertierenden machen Krisen durch, doch einige sind so überfordert, dass sie zu uns kommen.

Klopfen die verzweifeltsten Jugendlichen direkt bei Ihnen an?

Ich denke, das kann man so nicht sagen. Auch der Griff zum Telefonhörer deutet

bereits auf eine akute Krisensituation hin.

Wie läuft die Betreuung im Schlupfhuus ab?

Zuerst versuchen wir, in einem Gespräch herauszufinden, welche Probleme vorliegen. Dann müssen wir auch an die Eltern denken, die das Sorgerecht haben. Falls die Jugendlichen bei uns übernachten, müssen wir sie informieren. Das ist unsere Pflicht.

Wie gehen Sie vor, wenn die Eltern das eigentliche Problem sind und der Jugendliche beispielsweise vom Vater geschlagen wird?

Es besteht die Möglichkeit, über die Behörden einen Obhutsentzug einzuleiten. Das bedeutet, dass die Eltern nach wie vor das Sorgerecht haben, aber die vorübergehende Obhut bei uns ist. In speziellen Situationen sind die Jugendlichen auch geheim bei uns untergebracht. Dann informiert die Polizei die Eltern, dass sich ihr Kind an einem sicheren Ort befindet.

In welchen Fällen wird ein Obhutsentzug ausgesprochen?

Wenn beispielsweise Gewalt im Spiel ist oder die Jugendlichen auf keinen Fall nach Hause wollen. Solche Fälle kommen immer wieder vor.

Wie verbringen die Jugendlichen ihren Alltag im Schlupfhuus?

Wir führen mit ihnen täglich Gespräche und versuchen dabei herauszufinden, welches ihre Probleme sind. Unsere Hauptaufgabe besteht in einer Triagefunktion. Bei grösseren Sitzungen werden auch Eltern, Behörden, Lehrmeister oder die Vormundschaft beigezogen. Wir sind eine Durchlaufstation, in der langfristiges pädagogisches Handeln gar nicht möglich ist. Die Jugendlichen kön-

nen maximal drei Monate hierbleiben, und wir bieten acht Plätze sowie drei bis vier Notnachtsplätze an. Die Lösung kann darin bestehen, dass die Jugendlichen am Ende wieder nach Hause zurückkehren, oder in eine stationäre Institution, eine Pflegefamilie oder ein betreutes Jugendwohnheim wechseln.

Hören Sie später noch etwas von den Jugendlichen?

Manchmal. Kürzlich hat sich eine Frau gemeldet, die vor 15 Jahren bei uns war. Sie sagte mir, dass ihr damaliges Leben ohne das Schlupfhuus schwierig geworden wäre. Eine andere wollte ihren Geburtstag hier feiern, obwohl sie bereits ausgetreten war.

Das deutet darauf hin, dass es den Jugendlichen im Schlupfhuus gefallen hat.

Ja, aber wir sind kein Ferienheim. Wir konfrontieren die Jugendlichen mit ihren Problemen und binden sie in den Alltag ein. Sie müssen beim Kochen, Putzen und Aufräumen helfen. Wer gegen die Regeln verstösst, kann des Hauses verwiesen werden. Alkohol- oder Drogenabhängige nehmen wir ebenso wenig auf wie Jugendliche mit schweren psychischen Störungen. Für uns ist die Kooperation mit den Jugendlichen sehr wichtig. Sie sind freiwillig hier, darum steht für uns deren Motivation im Vordergrund. Wir wollen die Kompetenzen der Jugendlichen stärken.

Wie haben sich in den vergangenen 30 Jahren die Probleme der Jugendlichen verändert?

Ich bin zwar erst seit einem Jahr Leiterin des Schlupfhuus. Trotzdem wage ich zu behaupten, dass die Probleme in etwa die gleichen sind wie vor 30 Jahren. Was heute anders ist, sind die Schnellebigkeit, die Unverbindlichkeit und die Formen der

Gewalt. Diese ist härter geworden. Und die jungen Männer sprechen heute mehr über ihre Probleme als früher.

Sie haben eine sehr beschränkte Anzahl an Betten. Kommt es auch vor, dass Sie Jugendliche abweisen müssen?

Ja. In solchen Fällen suchen wir andere Lösungen. Es gibt zahlreiche andere Institutionen, die einspringen können. Wir haben auch schon Jugendliche in die Jugendherberge oder ins Hotel geschickt. Meine Mitarbeiter können sehr gut improvisieren und haben ein grosses Netzwerk.

Sie haben schon viel Leid gesehen und auch mit Kriegstraumatisierten gearbeitet. Gibt es Fälle, die auch Sie noch schauern lassen?

Ja. In diesem Jahr kam eine junge Frau zu uns, die massivste psychische, aber auch physische Verletzungen erlitten hatte. Der Fall hat mich stark beschäftigt.

Haben Sie die Polizei eingeschaltet?

Die Behörden sind in einem solchen Fall involviert. Kommt es zu einer Anzeige, sind auch Anwälte eingeschaltet.

Was sind die grössten Erfolge des Schlupfhuus?

Das Schlupfhuus so weit zu unterstützen, dass sie in ihrem Leben einen Weg finden. Darin besteht auch unsere Hauptaufgabe. Wenn wir nur der Hälfte oder einem Drittel eine Perspektive aufzeigen konnten, ist es für das Schlupfhuus oder die Gesellschaft das Grösste.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Dass wir die Jugendlichen auch in Zukunft gut unterstützen und professionell begleiten können.

www.schlupfhuus.ch

In der Mädchenpfadi ist Zickenkrieg ein Fremdwort

Vor 85 Jahren wurde die Meitlipfadi Manegg gegründet, die bald schon 900 Mitglieder hatte. Mit den Jahren wurde sie kleiner, aber nicht grundlegend anders.

Von Helene Arnet

Busle, Fortuna und Stromboli lauten ihre Pfadinamen. Wer ist wer? Um den Tisch sitzen die 9-jährige Jonna Schwarz, die 17-jährige Rahel Flückiger und die 71-jährige Christina Leumann. Die Mädchen kennen die Seniorin nicht, und doch unterhalten sie sich sofort wie gute Kolleginnen. Sie verbindet ihre Mitgliedschaft in der Meitlipfadi Manegg, die am Samstag ihr 85-jähriges Bestehen feierte. Sie ist die älteste Meitlipfadi der Schweiz.

Ihre Pfadinamen illustrieren durchaus, dass seither viel Zeit ins Land gezogen ist: Busle ist die Älteste, mit dem unpräzisen Namen einer Bauernhofkatze; die junge Frau heisst Fortuna, beschwört damit die römische Göttin des Glücks, und Stromboli ist schliesslich das Mädchen. Busle hatte wohl seinerzeit noch nie etwas vom Vulkan auf den Liparischen Inseln gehört. Doch reden sie trotzdem dieselbe Sprache: vom BiPi-Tag, an dem man in Erinnerung an den Pfadigründer Robert Stephenson Smyth Baden-Powell (1857-1941), genannt BiPi, die Uniform trägt, wo immer man sich auch befindet; von Pfaditechnik und Spezex, was Aussenstehende eher an Kochrezepte als an Speziallexikonen denken lässt.

Sonst nur noch Mädchenriege

Christina Leumann freut es, dass so viel noch ist wie früher. Den Mädchen scheint es selbstverständlich. Wandern tun sie sich erst, als die ältere Kollegin erzählt, wie gross die Meitlipfadi vor 60 Jahren war – sie bestand aus rund 900 Mädchen. Heute hat die Mädchenpfadi Manegg nur noch etwa 100 Mitglieder und besteht aus drei Bienlichwärmen, zwei Pfadistämmen und neuerdings aus einer Bibergruppe für die Vier- bis Siebenjährigen. «Die Konkurrenz mit andern Freizeitangeboten ist einfach riesig», begründet



Drei Generationen, eine Begeisterung: Rahel Flückiger, Jonna Schwarz und Christina Leumann (von links). Foto: Dominique Meienberg

Rahel Flückiger den beträchtlichen Mitgliederschwund. Und nicht immer komme man «cool durch», wenn man sich als Pfadi oute. Ihre Tage scheinen mehr als 24 Stunden zu haben: Neben einem KV und der Berufsmittelschule macht sie Musik, Tanz und eben die Pfadi. Manchmal denke sie schon, dass das alles zu viel sei. «Doch wenn ich am Samstagabend von meinen Bienli zurückkomme, bin ich so zufrieden, dass ich weiss, ich werde noch lange ein Pfadi sein.» Als Christina Leumann in die Meitlipfadi ging, gab es als Alternative gerade mal die Mädchenriege. «Wenn man es nicht so mit dem Sport hatte, war das nicht wirklich eine Alternative.»

Christina Leumann erinnert sich an die blumigen Mottos von Pfingstlagern,

«Aphorismen und Poesien, die wir todernst nahmen»: Wer hohe Berge erklimmt, kann nicht ewig oben bleiben. Heute geht man prosaischer auf Schatzsuche. Auch die Versprechen und Gesetze gingen mit der Zeit. Während Busle noch schwor: «Die Pfadfinderin ist treu und ehrlich», gelobt Fortuna: «Wir Pfadi wollen offen und ehrlich sein.» Und Bienli Stromboli gibt sich Mühe «sein Bestes zu tun». Christina Leumann gestaltete als Pfadfinderin in St. Peter noch regelmässige Gottesdienste, heute beteiligen sich die Pfadis eher an Naturschutzaktionen.

«Wir sprachen noch bodenständig vom Vaterland», sagt Leumann, was die beiden Jugendlichen zum Lachen bringt. Doch als die Seniorin von ihrer Gesangs-

gruppe erzählt, nicken die beiden. «Wir singen immer und überall, wenn wir auf etwas warten», sagt Jonna Schwarz.

Freundinnen fürs Leben

Christina Leumann arbeitete im Kinderspital als Therapeutin für Kinder mit Behinderungen und hat ein Hilfswerk zur Betreuung kranker und behinderter Kinder in Armenien aufgebaut. «Ich habe in der Pfadi viel fürs Leben gelernt», sagt sie, ganz ohne pathetisch zu wirken. Rahel Flückiger nimmt den Gedanken sofort auf: «Ich wäre nicht, wie ich jetzt bin, wenn ich nicht in der Pfadi wäre.» Jonna ahnt bereits, wovon die Älteren sprechen. Für sie steht im Vordergrund: «Ich kann hier Freundinnen behalten, auch wenn sie nicht mehr mit mir in der

Klasse sind.» Rahel pflichtet ihr bei: Ich habe hier unglaublich gute Kolleginnen gefunden.» Zickenkrieg scheint unter ihnen ein Fremdwort zu sein. Die «Kollegin» hiess einst «Kameradin» – und einige ihrer Pfadikameradinnen trifft Christina Leumann bis heute regelmässig. «Hoi Busle!», tönt es rundum.

Weshalb aber haben sie sich für eine reine Mädchenpfadi entschieden? «Die Idee, gemeinsam mit den Buben etwas einzurichten, war damals gar noch nicht so wach», sagt die 71-Jährige. «Doch in der Pfadi konnten wir Dinge machen, die sich sonst für Mädchen nicht so ziemten: Zelten, Feuer machen, Indianer spielen und durch den Wald strahlen.» Die neunjährige Jonna hat sich für die Meitlipfadi entschieden, weil dort schon ihre Schwester war, weil dort nicht nur Fernsehen geschaut wird – «und weil es dort keine nervigen Buben hat». Was sie später vielleicht eher vermissen könnte. Kein Grund: Rahel Flückiger hat ihren Freund ausgerechnet in der Meitlipfadi kennen gelernt. Er kam als Koch ins Pfadilager mit.

Älteste Meitlipfadi im Land
Pfadi Manegg mit Pionierrolle

1925 kam Esther Bertheau von einem Engländeraufenthalt nach Zürich zurück. Sie hatte dort die Pfadibewegung kennen gelernt und gründete in der Sekundarschule Ilgen die erste Meitlipfadi der Schweiz. Sie selbst erhielt den Pfadinamen Bagheera, nach dem Panther aus dem Dschungelbuch. Die Abteilung nannte sich nach der Burgruine Manegg. 1940 wurden die Banner Wellenberg, Fröschengraben, Grendel und Rechberg gegründet. Zwischenzeitlich hatte die Meitlipfadi an die 1000 Mitglieder. Heute leidet sie, wie viele Pfadfindergruppen, unter Mitgliederschwund, ist aber eine reine Mädchenabteilung geblieben, die hauptsächlich die Quartiere Hirslanden, Hottingen, Riesbach und Witikon sowie die Gemeinden Birmsdorf und Aesch umfasst. Sie hat sich dem Korps Glockenhof angeschlossen, trifft sich aber immer noch im romantischen Vereinshäuschen, das die Meitlipfadi seit 1931 von der Stadt gemietet hat. Das winzige Haus mit kleinem Vorgarten liegt in der schmalen Kaminfegegarage beim Lindenhof. (www.manegg.ch) (net)